

»Vernunft ist nur selten vernünftig«

Vom Umgang mit Gefühl und/oder/als Vernunft im Wissenschaftssystem

Gerald Lind

Immanuel Kant fasst in seiner 1798 erschienenen Schrift *Der Streit der Fakultäten* Vernunft als »das Vermögen, nach der Autonomie, d. i. frei (Prinzipien des Denkens überhaupt gemäß) zu urteilen«.¹ Dabei stellt Kant den Konnex von freiem Denken und dem Gebrauch der Vernunft heraus, den er über seine Einteilung in obere Fakultäten (Jus, Theologie, Medizin) und untere Fakultät (Philosophie) herleitet. Die oberen Fakultäten dienen nach Kant in erster Linie nicht der Vernunft, sondern der Macht im Sinne einer außerwissenschaftlichen, normierenden Autorität (dem Staat oder der Kirche). Die untere Fakultät, die Philosophie (die damals auch Fachbereiche der heutigen Naturwissenschaftlichen Fakultät umschloss), steht der Macht fern und ist jene Fakultät, »wo die Vernunft öffentlich zu sprechen berechtigt sein muß: weil ohne eine solche die Wahrheit (zum Schaden der Regierung selbst) nicht an den Tag kommen würde, die Vernunft aber ihrer Natur nach frei ist und keine Befehle etwas für wahr zu halten [...] annimmt«.²

Dieser aufklärerische Konnex von Vernunft und Freiheit gilt nicht nur für die von Kant bevorzugte Philosophische Fakultät, sondern ist zur Leitidee universitär organisierter Wissenschaft, ja zum Kern des Bildungsgedankens überhaupt geworden. So schreibt Wilhelm von Humboldt, prägender Akteur dieses Diskurses, schon 1792: »Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlassliche

1 | Immanuel Kant, *Der Streit der Fakultäten*, hrsg. von Horst D. Brandt und Piero Giordanetti (= Philosophische Bibliothek 522), Hamburg 2005, S. 27.

2 | Ebd., S. 19.

Bedingung.«³ Dabei ist es, wie Humboldt an anderer Stelle fordert, ganz wesentlich, dass sich der Staat »immer bewußt bleiben« muss, »daß er [...] hinderlich ist, sobald er sich hineinmisch, daß die Sache [die universitär organisierte Wissenschaft] an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde«.⁴ Humboldt bezeugt an selber Stelle jedoch auch ein vom Ideal abweichendes pragmatisches Bewusstsein von der bis heute nicht gebannten Gefährdung der Freiheit durch die »Anstalten selbst, die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen ersticken«.⁵ Es gibt also schon bei Humboldt eine doppelte Differenzierung von Vernunft: Zum einen ist Vernunft die Basis für einen holistisch gedachten Bildungsgang, der nicht nur den kognitiven Bereich, sondern den gesamten Menschen erfassen soll. Zum anderen gibt es die Warnung vor einer nicht der wissenschaftlichen, sondern der auf statusrelevanten Machterhalt innerhalb von Wissenschaftshierarchien bezogenen Vernunft. Die erstere, als Freiheitsgarantie verstandene Vernunft, soll sich nun, so das bis heute unverändert gültige Ideal, als handlungsleitendes Moment in alle Praktiken des Wissenschaftssystems einschreiben.⁶ Nicht nur

3 | Wilhelm von Humboldt, »Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen«, in: *Schriften zur Anthropologie und Geschichte* (= Werke in fünf Bänden 1), Stuttgart 1960, S. 56–233, hier S. 64.

4 | Wilhelm von Humboldt, »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin«, in: *Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee*, hrsg. von Unbedingte Universitäten, Zürich 2010, S. 95–103, hier S. 96.

5 | Ebd., S. 98. Pierre Bourdieu greift übrigens im zweiten Kapitel seiner Studie *Homo academicus* (als Referenz auf Kant ebenfalls »Der Streit der Fakultäten« genannt) Kants Analyse auf und aktualisiert sie, damit auch die faktische Nicht- und Nie-Realisierung des Humboldt'schen Bildungsideals indirekt markierend. Den in der »soziale[n] Hierarchie« höher stehenden Angehörigen der staatsnahen Fakultäten schreibt Bourdieu den »Besitz von politischem und ökonomischem Kapital« zu, den innerhalb einer »genuin kulturelle[n] Hierarchie« agierenden Proponent_innen der Geistes- und Sozialwissenschaften hingegen »Kapital an wissenschaftlicher Autorität bzw. intellektueller Prominenz« (Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, übers. von Bernd Schwibs, Frankfurt am Main 1992, S. 100). Aus dieser Konstellation ergeben sich »auch unterschiedliche Dispositionen der Akteure, die ungleich stark zu Konformität oder zum – untrennbar wissenschaftlichen und gesellschaftlichen – Bruch, zu Unterordnung oder Verstoß, zur Verwaltung der etablierten Wissenschaften oder zur kritischen Erneuerung der wissenschaftlichen Orthodoxie neigen bzw. gezwungen sind« (ebd., S. 121). Bei Bourdieu sind es also in direkter Fortführung der Kant'schen Denkbewegung die Geistes- und Sozialwissenschaften, die freies Denken als kritische, vernunftgeleitete, von wissenschaftsferner Macht abgegrenzte Erkenntnisgenerierung praktizieren.

6 | Obwohl in der Aufklärung der Vernunftimperativ besonders stark artikuliert wurde, ist er deutlich früher entstanden. Heiner Hastedt schreibt in *Gefühle. Philosophische*

die Generierung, Vermittlung und Bewertung wissenschaftlichen Wissens, so die Implikationen des Humboldt'schen Bildungsideals, auch die Etablierung akademischer Institutionen, die Rekrutierung wissenschaftlichen Personals und die Verleihung akademischer Titel soll vernunftbasiert erfolgen. Gefühle sind in dieser Denkweise, wiewohl Humboldt selbst die sinnliche Ebene von Bildung keineswegs fremd war, nicht vorgesehen. Sollte es sie dennoch geben, werden sie von der hegemonialen Vernunftmaxime des (aufgeklärten) Wissenschaftssystems verschleiert, verdrängt und unterdrückt.

Dabei blieb die Vernunftmaxime der Aufklärung im Verlauf der Geistesgeschichte keineswegs unterhinterfragt. Bereits in der Romantik wurde sie mit der Idealisierung von Sinnlichkeit und Irrationalität konterkariert. Eine besondere Rolle spielten in dieser nicht-vernunftgebundenen Gegenaufklärung Kunst, Musik und Literatur. Gerade daraus lässt sich auch das schwierige Verhältnis von Kunstwissenschaften und Kunst selbst erklären, da hier unterschiedliche Diskursmodi aufeinander prallen, und zwar nicht nur auf einer abstrakt-theoretischen Ebene, sondern oft auch als Interessens- und Gewissenskonflikt der einzelnen Wissenschaftler_innen, die aufgrund sinnlicher Nähe zu Literatur, Musik und Kunst Fächer studierten, die rational-analytische Distanzierungen zum Forschungsgegenstand einfordern. Aber natürlich reicht dieses Spannungsfeld zwischen vernunftorientierter Wissenschaft und nicht-vernunftorientierten, sinnlichen, irrationalen Untersuchungsgegenständen weit über den Kontext der Kunstwissenschaften hinaus, was insbesondere aus herrschafts-, fortschritts- und somit rationalismuskritischer Perspektive von der Kritischen Theorie herausgearbeitet und von Horkheimer und Adorno als »Dialektik der Aufklärung« bezeichnet wurde.⁷ Es lässt sich also durchaus sagen, dass das Masternarrativ der Vernunft von Anfang an von einem vernunftkritischen Nebennarrativ unterminiert wurde, ohne dass dabei aber die Wirkmächtigkeit des Masternarrativs für den Bereich der Wissenschaft entscheidend eingeschränkt worden wäre:⁸ Gefühle sind nach wie vor das große

Bemerkungen am Ende eines diskursgenealogischen Überblickskapitels zum »Dualismus von Verstand und Gefühl«: »Der Blick auf einige Philosophen der Vergangenheit von Platon über Aristoteles bis Kant, die für eine ganzen Tradition stehen, zeigte [...] eine Abwertung der Gefühle, die oft über einen postulierten Dualismus von Verstand und Gefühl eingeführt wird« (Heiner Hastedt, *Gefühle. Philosophische Bemerkungen*, Stuttgart 2005, S. 45). In der Aufklärung fand ein Transfer dieser philosophischen Gefühlsfeindlichkeit auf die anderen sich gerade ausdifferenzierenden Wissenschaftsbereiche statt.

7 | Vgl. hierzu Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt am Main ²¹2013.

8 | Vgl. für weitere Zugänge zu diesem Themenkomplex: *The Re-Enchantment of the World. Secular Magic in a Rational World*, hrsg. von Joshua Landy und Michael Saler, Stanford 2009; Susan Sontag, »Gegen Interpretation«, in: *Kunst und Antikunst*. 24 li-

Andere, das zwar als Forschungsobjekt von Interesse ist – gerade im aktuellen Kontext des »emotional turn«⁹ –, das aber das Forschungssubjekt selbst nicht betrifft. In diesem Aufsatz soll nun dieses Andere des Wissenschaftssystems in den Blick genommen werden.

Methodisch leitend ist dabei eine anti-essentialistische Perspektivierung: Vernunft und Gefühl werden als Konstruktionen verstanden, die in »dritten Räumen« jenseits binärer Oppositionierungen verortet werden können. Der Begriff des »dritten Raumes« beziehungsweise des »Zwischenraumes« wird in differierenden theoretischen Rahmungen sowohl von Homi K. Bhabha als einem der wichtigsten Theoretiker der Postcolonial Studies (»interstices«, »in-between spaces«)¹⁰ wie auch vom Geographen Edward Soja (»thirdspace«)¹¹ verwendet. Wesentlich ist beiden Zugängen die Aufhebung klarer Grenzziehungen zwischen zwei oder mehreren symbolischen oder auch realen Räumen. Für diesen Aufsatz bedeutet das, Vernunft und Gefühl nicht als scharf abgrenzbares Gegensatzpaar zu betrachten, sondern vielmehr gerade auch die letztlich Bhabhas und Sojas Zugänge vorformatierende Derrida'sche »différance«¹² zwischen diesen beiden Begriffen und weiteren damit zusammenhängenden und diskursgenealogisch verschieden zu begreifenden Termini (Rationalität, Emotion) als permanent aktualisierbar zu denken. Diese kulturtheoretisch informierte Zugangsweise korrespondiert mit einer Auffassung von der »epistemische[n] bzw. »kognitive[n] Rolle der Emotionen«, womit Sabine A. Döring meint, »daß Emotionen ihrem Subjekt möglicherweise Wissen über die Welt vermitteln können.«¹³ Gefühle sind also keineswegs irrational

terarische Analysen, übers. von Mark W. Rien, Frankfurt am Main ¹⁰2012, S. 11–22; *Der Wissenschaftler und das Irrationale*, 4 Bde., hrsg. von Hans Peter Duerr, Frankfurt am Main 1985.

9 | Der Begriff wird von Thomas Anz in seinem Überblick zur proliferierenden und interdisziplinären Gefühls-/Emotions-/Affektforschung und in Referenz auf Doris Bachmann-Medicks Konzept der »Cultural Turns« angedacht: Thomas Anz, »Emotional Turn? Beobachtungen zur Gefühlsforschung«, in: *literaturkritik.de* Nr. 12 (Dezember 2006), www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10267 (abgerufen am 22.04.2015). Siehe auch Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg 2006.

10 | Vgl. Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*, London und New York 2004.

11 | Vgl. Edward W. Soja, *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-imagined Places*, Malden u. a. 1996.

12 | Vgl. Jacques Derrida, »Die différance«, in: *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*, hrsg. von Peter Engelmann, Stuttgart 2004, S. 76–113.

13 | Sabine A. Döring, »Allgemeine Einleitung: Philosophie der Gefühle heute«, in: *Philosophie der Gefühle*, hrsg. von ders., Frankfurt am Main ³2013, S. 12–65, hier S. 17.

oder per se nicht-vernünftig, sie können zu Trägern von Wissen werden und mit Wertungen semantisiert Rückschlüsse auf soziale Strukturen und Akteur_innen ermöglichen.¹⁴ Auch Heiner Hastedt beschreibt Rationalität und Gefühle als dritte Räume jenseits von Reinformen, die gerade erst durch ihre Aufladung mit dem vermeintlich Anderen fassbar werden: »Während die Vernunft ohne Verkürzung auf Utilitarismus, Instrumentalisierung und Rationalisierung zu denken ist, macht es Sinn, auf Seiten des Gefühls das Kognitive einzubeziehen.«¹⁵

Wenn also weiter oben von der Vernunft als dem »großen Anderen« des Wissenschaftssystems gesprochen wird, so wird eine heuristische Zuspitzung vorgenommen, die ein Ideal als Konstruktion sichtbar machen soll, und nicht etwa ein essentialisierendes Verständnis von Vernunft und Gefühl formuliert. Die Konstruktivität dieses Ideals wird übrigens gerade in den »dritten Räumen« des Wissenschaftssystems deutlich, in jenen halbprivaten, halboffiziellen Gesprächen am Rande von Tagungen und Seminaren, in denen Wissenschaftler_innen bisweilen auch hochemotional die Vorgänge im »Betrieb« kommentieren. Hier wird der »Gegensatz von verstandesorientiertem Selbstanspruch und gefühlter Wirklichkeit« plötzlich deutlich: »Überzogene Erwartungen und Hoffnungen, die als eine Form des verstandesorientierten Idealismus gedeutet werden können, kippen um in eine beklagenswerte Realität im Alltäglichen«.¹⁶ Da allerdings das Quellenmaterial zu solchen Kommunikationsformen relativ problematisch¹⁷ und der zur Verfügung stehende Platz für diesen Aufsatz

14 | Vgl. hierzu auch Ronald de Sousa, *Die Rationalität des Gefühls*, übers. von Helmut Pape, Frankfurt am Main 2009. De Sousas Grundthese lautet: »Entgegen einem verbreiteten Vorurteil sind Vernunft und Gefühl keine natürlichen Gegner. Ganz im Gegenteil: Ich werde zeigen, daß die Berechnungen der Vernunft, wenn sie hinreichend komplex geworden sind, ohne die Leistung des Gefühls wirkungslos würden« (S. 11 f.).

15 | Hastedt, *Gefühle* (2005), S. 145.

16 | Ebd., S. 143.

17 | Dennoch gibt es einige Genres an den Rändern wissenschaftlichen Schreibens, in denen informelle Kommunikationsräume geöffnet werden. Pierre Bourdieu spricht in *Homo academicus* einige »kleinere« Textsorten wie Vorworte oder einleitende Bemerkungen an, die auch auf die soziale Ebene von Wissenschaft verweisen (Bourdieu, *Homo academicus* (1992), S. 49). Peter Auer und Harald Baßler machen Fußnoten als Ort persönlicher Informationen zu Wissenschaftler_innen aus (vgl. Peter Auer und Harald Baßler, »Der Stil der Wissenschaft«, in: *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*, hrsg. von dens., Frankfurt am Main 2007, S. 9–29, hier S. 22). Aus meiner Sicht wären auch Autobiographien und Briefwechsel von Wissenschaftler_innen ertragreiche Quellen für eine Analyse des Spannungsverhältnisses zwischen offiziellem Vernunftideal und informellen Emotionalisierungsaussäuerungen über soziale, disziplinäre, wissenschaftskulturelle und institutionelle Aspekte des Wissenschaftssystems.

beschränkt ist, soll hier aus forschungspragmatischen Gründen Gefühl und/oder/als Vernunft anhand zweier Fallbeispiele perspektiviert werden, die trotz ihrer starken Rezeption und also hohen Bekanntheit für den zur Disposition stehenden Kontext noch kaum untersucht wurden: Zunächst soll der im Hinblick auf Vernunft und Gefühl bemerkenswerten Verwendung des Begriffs »Zufall« in Max Webers kanonischem Text »Wissenschaft als Beruf« (1917/19) nachgegangen werden. Im Anschluss werden die Gefühl und Vernunft verschränkenden und in gewisser Weise invertierenden Diskurspraktiken Paul K. Feyerabends fokussiert. Am Ende des Aufsatzes wird dann noch einmal auf das bereits kurz angeschnittene und für den Fachkontext des vorliegenden Sammelbandes besonders wichtige Thema des Verhältnisses von Gefühl und Vernunft bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit künstlerischen Artefakten eingegangen.

In Max Webers »Wissenschaft als Beruf« verbinden sich auf ambivalente Weise zwei verschiedene Auffassungen der Funktionsweisen von Wissenschaft und Wissenschaftssystem. Während Weber in der die Rezeption bis heute bestimmenden Lesart die Bedeutung wissenschaftlicher Kontingenzreduktion bei der Verstehbarmachung von Welt betont, gibt es in seinem Text auch eine implizite gegenläufige Erzählung, die von wissenschaftlich nicht ergründbarer Kontingenz – also letztlich: Zufällen – im Hinblick auf Karrieren im Wissenschaftssystem handelt. Freigelegt werden kann diese gegenläufige Erzählung durch das Nachvollziehen einer Argumentationsfolge, die von Webers Einschätzung eines aus der miteinander gekoppelten Ausübung von Forschung und Lehre bedingten »Doppelgesicht[s]«¹⁸ des Wissenschaftsberufs ausgeht. Die Fähigkeit als Lehrende_r¹⁹ wird laut Weber von den für die Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses Zuständigen aufgrund der Hörer_innenzahl eruiert, welche jedoch »in weitgehendstem Maße von reinen Äußerlichkeiten bestimmt ist: Temperament, sogar Stimmfall«.²⁰ Gerade eine auch die affektive Ebene berührende Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen sei »eine persönliche Gabe und fällt mit den wissenschaftlichen Qualitäten eines Gelehrten ganz und gar nicht zusammen«.²¹ Im Unterschied jedoch zu den auf »Temperament« basierenden Qualitäten einer oder eines Lehrenden – die, so wäre hier zu ergänzen, laut Weber auf einer ja dezidiert als rational verstandenen Ebene über eine Quantifizierung der Hörer_innenzahl festgestellt

18 | Max Weber, »Wissenschaft als Beruf«, in: *Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919* (= Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe Band I/17), Tübingen 1994, S. 1–23, hier S. 2.

19 | Für Weber ist das Wissenschaftssystem ausschließlich männlich, in diesem Aufsatz werden hingegen geschlechtergerechte Formulierungen verwendet.

20 | Weber, »Wissenschaft als Beruf« (1994), S. 4.

21 | Ebd., S. 5.

wird –, sei die eigentlich auf Vernunft basierende und für Weber wichtigere Ebene der »Gelehrtenqualität unwägbare und gerade bei kühnen Neuerern oft (und ganz natürlicherweise) umstritten«.²²

Es wird hier also eine Diskrepanz zwischen Gefühls- und Vernunftebene sichtbar, bei der es Weber aber nicht um eine bewusste Aufhebung der Gegensätze geht, sondern vielmehr um eine Kritik an einer nicht rein nach Vernunftgründen erfolgenden Auswahl des wissenschaftlichen Nachwuchses. Dass aber gerade der Versuch der Einbindung einer als objektiv gedachten Größe wie der Hörer_innenzahl der Vernunftmaxime folgt, blendet Weber zugunsten einer Privilegierung einer für ihn an Erkenntnisgewinn orientierten Forschung gegenüber einer auf performative Affekterzeugung ausgelegten Form von Lehre aus. Die auf diskursiver Vernunft basierende Forschung, der sich Weber wohl auch selbst zurechnet, ist – macht man die implizite Argumentation Webers explizit – aber aufgrund ihrer Komplexität oder, wie man auch sagen könnte, das Gefühl von Unsicherheit evozierenden Unberechenbarkeit stärker in Gefahr, »umstritten« zu sein, als die einer rein technischen Rationalität folgende Bestimmung von Hörer_innenzahlen. Geschlossen wird dieser argumentative Bogen von Weber mit dem auf die von Wissenschaftler_innen auszuübende doppelte Funktion als Lehrende_r und Forschende_r gemünzten lakonischen Satz: »Ob die Fähigkeiten dazu sich aber in einem Menschen zusammenfinden, ist absoluter Zufall.«²³

Der »absolute Zufall« ist bei Weber also etwas, das sich der Verstandesebene entzieht, und zwar ebenso dem Versuch einer technischen Rationalisierung über die Quantifizierung von (Lehr-)Leistungen wie dem von Weber unternommenen Versuch einer diskursiven Analyse von Rekrutierungsmechanismen. Einer vordergründig völlig der Vernunftmaxime (diskursive Vernunft und technische Rationalität zusammengefasst) gehorchenden Wissenschaft entzieht sich also letztlich selbst das Verständnis einer so grundlegenden Frage wie jener nach den Gründen für erfolgreiche Karrieren in ihrem eigenen sozialen Feld. Besonders bemerkenswert ist das im Kontext jener Formulierung, für die »Wissenschaft als Beruf« unter anderem bekannt geworden ist: »Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung« führt nämlich laut Weber zum »Wissen davon oder Glauben daran: [...], daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, daß man [...] alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.«²⁴

22 | Ebd., S. 4.

23 | Ebd., S. 5.

24 | Ebd., S. 9. Horkheimer und Adorno wählen in der *Dialektik der Aufklärung*, ohne Weber zu zitieren, dieselbe Formulierung: »Das Programm der Aufklärung war die Entzauberung der Welt« (Horkheimer und Adorno, *Dialektik der Aufklärung* (2013), S. 9).

Neben dem kulturpessimistischen Unterton²⁵ ist bei diesem Satz die Skepsis gegenüber dem technischen und wissenschaftlichen ›Fortschritt‹ signifikant. Weber formuliert bewusst im Konjunktiv und bezeichnet, zwar implizit, aber doch, wissenschaftliche Tätigkeit als von einem Erkenntnisglauben bestimmt, also letztlich – wie jeder Glaube – eben nicht in letzter Konsequenz auf Vernunft basierend. In seinem eigenen Text und mit Blick auf seine eigene Profession unterläuft er nun diesen Erkenntnisglauben, in dem er dem Zufall, eine irrationale Kategorie, die ja gerade eben von der Wissenschaft als Chiffre für versteckte Kausalzusammenhänge »entzaubert« werden müsste, entscheidende Bedeutung zuschreibt, besonders eindrücklich in folgender Passage:

»Ob es einem [...] Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstands einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach *Hazard* ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt.«²⁶

Eine Erklärung für Webers Kontingenzpostulat wäre nun, dass er es aus einem (vernünftigen) Gefühl heraus artikuliert. Denn schließlich ist für ihn der Zufall nicht etwas Äußerliches, sondern wird vielmehr als die eigene Biographie prägendes Moment dargestellt: »Ich darf das um so mehr sagen, als ich persönlich es einigen absoluten Zufälligkeiten zu verdanken habe, daß ich seinerzeit in sehr jungen Jahren in eine ordentliche Professur eines Fachs berufen wurde, in welchem damals Altersgenossen unzweifelhaft mehr als ich geleistet hatten.«²⁷ Weber macht hier einen induktiven Schluss, der von einer per definitionem individuell formatierten Selbstnarration abhebend eine allgemeine Aussage ermöglichen soll. Problematisch ist das vor allem deshalb, weil Selbstnarrationen als Konstruktionen zu lesen sind, in denen Zuschreibungen wie »Zufall« oder »Glück« eine bestimmte Funktion erfüllen und nicht einfach auf objektivierbare »Wahrheiten« verweisen. Die Betonung von »Zufall« verschleiert zum Beispiel etwaige Protektionen durch soziale und/oder akademische Homophilie und damit einhergehende gefühlsbesetzte Verpflichtungen/Loyalitäten. Wer dem mit Vernunft nicht fassbaren (wiewohl auf

25 | Besonders deutlich wird das in einer resümierenden Feststellung am Ende des Textes (Weber, »Wissenschaft als Beruf« (1994), S. 22): »Es ist das Schicksal unserer Zeit, mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung, vor allem: Entzauberung der Welt, daß gerade die letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit, entweder in das hinterweltliche Reich mystischen Lebens oder in die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der einzelnen zueinander.«

26 | Ebd., S. 3.

27 | Ebd.

Vernunftbasis postulierten) »Zufall« eine entscheidende Rolle über den eigenen Karriereverlauf zuschreibt, befreit sich also aus einer Schuld gegenüber qua Geburt erhaltenen sozialen Privilegien (Familienhabitus, vererbte materielle Absicherungen, herkunftsspezifischer Zugang zu Bildung) wie auch vom Zugriff etwaiger Mentor_innen. Außerdem vermeidet er oder sie den Eindruck von Strebertum oder gar Karrierismus bei gleichzeitiger Bescheidenheit gegenüber den eigenen Verdiensten. Dieser Gestus der vordergründigen Demut wird gerade in wissenschaftlichen Diskursen häufig bewusst eingesetzt, um eben über die Hintertüre ganz und gar nicht bescheiden zu sein. Sogar Paul Feyerabend, der, wie später zu zeigen sein wird, einen unorthodoxen Diskurs im und zum Wissenschaftssystem führt, schreibt im Hinblick auf die Gründe für seine Karriere: »Zwar hatte ich schon vor WM [*Wider den Methodenzwang*] eine lange Liste von Publikationen angesammelt, aber das war reiner Zufall.«²⁸ Und gegenüber dem sich über akademische Grabenkämpfe – die ja immer eine starke Gefühlsebene aufweisen – beklagenden Kulturanthropologen Hans Peter Duerr bemerkt er:

»Ich muß schon sagen, ich habe großes Glück gehabt. Als ich auf der Stellensuche war, war ich noch ein engstirniger Empirist und Positivist und jedermann war von meinen Physikkennntnissen beeindruckt. Jetzt bin ich zwar wie Du »akademisch ein toter Mann« – aber mit akademischer Bezahlung und da ist es mir wurscht, ob ich tot bin oder nicht.«²⁹

Ohne nun die wissenschaftsphilosophische und wohl auch theologische Frage klären zu wollen, ob es denn überhaupt so etwas wie Zufall gibt, kann hier jedenfalls gesagt werden, dass die Betonung des »Zufalls« bei Weber auf vordergründig vernünftiger Ebene erfolgt, dabei aber eigentlich einen Kollaps wissenschaftlichen Denkens anzeigt. Denn eigentlich dient sie einer anderen, zweiten Vernunft, die sich mit möglicherweise vorhandenen negativen Gefühlen aufgrund der als nicht statthaft empfundenen sozialen Privilegiiertheit, der Involviertheit in Netzwerke wissenschaftlicher Macht und der damit einhergehenden qualifikationsorientierten Anpassung bei Forschungsthemen/-zugängen und Habitus verbindet. Diese zweite Vernunft dient also keineswegs der Erschließung von »Wahrheit« im Sinne Kants, ganz im Gegenteil, aber sie ermöglicht eine Regulierung des Gefühlshaushalts und eine via Selbstnarration erfolgende Identitätsfixierung.³⁰

28 | Paul Feyerabend, *Zeitverschwendung*, übers. von Joachim Jung, Frankfurt am Main 42013, S. 200.

29 | Paul Feyerabend, *Briefe an einen Freund*, hrsg. von Hans Peter Duerr, Frankfurt am Main 1995, S. 78.

30 | Vgl. hierzu auch Anelia Kasabova und Nikola Langreiter, »Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaft-

In seinem 1975 erschienenen Buch *Against Method* (in der deutschsprachigen Fassung *Wider den Methodenzwang*) argumentiert Paul Feyerabend auf der Basis einer akribischen Rekonstruktion der von Galileo Galilei zur Durchsetzung des Kopernikanischen Weltbildes angewandten vielfältigen Strategien, dass häufig intuitive Vorgehensweisen bei der Generierung wissenschaftlichen Wissens angewandt werden, die erst a posteriori rationalisiert und an bestimmte Regelwerke wissenschaftlichen Arbeitens angepasst werden.

Diese These von einer auf Intuition basierenden – also gefühlsbestimmten – wissenschaftlichen Praxis verfeinerte Feyerabend in *Wissenschaft als Kunst*. In diesem Text stellte Feyerabend in seinem Verständnis einer ontologischen Nähe zwischen wissenschaftlichen und künstlerischen Vorgehensweisen fest, »daß es keine Tradition gibt, auch nicht in den Wissenschaften, die sich ausschließlich und immer an die angeblichen Ordnungsprinzipien hält: die Vernunft ist nur selten vernünftig«. ³¹ Feyerabend nimmt hier also in gewisser Weise eine gegenteilige Position zu Immanuel Kant ein. Während Vernunft bei Kant als Garantie für freies Denken jenseits staatlicher Macht fungiert, führt die Privilegierung der Vernunft laut Feyerabend zur Institutionalisierung eines akademischen Regelapparats, der wissenschaftliche Freiheit hemmt und sich selbst über den Anspruch der Wahrheitsfindung essentialisiert: »Wirklichkeit ist, was uns die Wissenschaftler als Wirklichkeit vorstellen.« ³² Oder, an anderer Stelle und hier auch auf die für diesen Sammelband wesentlichen »Denkstrukturen« verweisend: »Wahrheit ist, was der Denkstil sagt, daß Wahrheit sei.« ³³

Dem Autoritätsanspruch einer vorgeblich vernunftgeleiteten Wissenschaft setzt Feyerabend die Intuition entgegen, die in seinem Verständnis vernünftiger als die Vernunft ist und ganz wesentlich zu wissenschaftlichen Erkenntnisprozessen beigetragen hat: »Für dieses unvernünftig-vernünftige Vorgehen, für diese den Rationalismus immer wieder rettende Irrationalität gibt es in der Geschichte der Wissenschaften zahlreiche Beispiele.« ³⁴ Während also »Irrationalität« eine fruchtbare epistemologische Praxis ist, die Feyerabend mit der Begriffsprägung eines »wissenschaftstheoretischen Anarchismus« zu

lernen«, in: *B/OS* 20 (2007), H. 2, S. 194–213. Die Methode der beiden Autorinnen bei ihrer Analyse von Interviews mit Kulturwissenschaftler_innen ist der in diesem Aufsatz angewandten ähnlich: »Wir versuchen uns dabei im experimentellen Vergleich zwischen Gesagtem und Nichtsagbarem« (ebd., S. 195). Webers »Wissenschaft als Beruf« wird von Kasabova und Langreiter übrigens zitiert, jedoch nicht im Hinblick auf die Verwendung von »Zufall« und »Hazard« besprochen.

31 | Paul Feyerabend, *Wissenschaft als Kunst*, Frankfurt am Main 1984, S. 49.

32 | Ebd., S. 45.

33 | Ebd., S. 77.

34 | Ebd., S. 69.

fassen versuchte, schreibt er »Vernunft« insbesondere in den weniger stark formalisierten Wissenschaftsräumen eine entscheidende Rolle zu. Allerdings ist Feyerabends Verständnis von »Vernunft« auf dieser Ebene gerade ein sehr stark von sozialen Beziehungen, Rücksichtnahmen, Vorsichtsmaßnahmen und somit ein ganz elementar von emotionalen Einschreibungen ausgehendes, das auf die weiter oben angesprochene Diskrepanz zwischen den Idealen und Vorgaben des Wissenschaftssystems und der »gefühlten Wirklichkeit« institutionalisierter Wissenschaft abzielt:

»Man nehme etwa an, daß die Institutionen, die die Arbeiten des einzelnen Wissenschaftlers der Öffentlichkeit vorlegen, die ihm eine geistige Heimat bieten, in der er sich sicher und akzeptiert fühlen kann, und die ihm wegen ihres Ansehens und ihrer (geistigen, finanziellen, politischen) Macht ein Gefühl der Bedeutung verleihen können, eine *konservative Haltung* gegenüber den Maßstäben einnehmen, daß sie sich weigern, in Degeneration befindliche Forschungsprogramme zu unterstützen, ihnen das Geld entziehen, ihre Verfechter lächerlich machen, ihre Werke nicht veröffentlichen und sie auf jede mögliche Weise herabsetzen. Das Ergebnis ist leicht vorauszusehen: die Wissenschaftler, die genauso emotionale und finanzielle Unterstützung brauchen wie andere Menschen, werden, vor allem heute, wo viele Wissenschaften Geschäfte sind und keine philosophischen Abenteuer, ihre »Entscheidungen« ändern und zur Verwerfung von Forschungsprogrammen neigen, die sich auf dem absteigenden Ast befinden.«³⁵

Neben der hier sehr augenscheinlichen Kritik an der »Doppelmoral« des Wissenschaftssystems, sich als einzig einer wissenschafts- und erkenntnisorientierten Vernunft verpflichtet darzustellen, dabei aber gleichzeitig einer ganz anderen »Vernunft«, nämlich einer ja schon von Humboldt kritisierten und auf »emotionale und finanzielle Unterstützung« abzielenden, zu dienen, wird hier noch ein weiterer Aspekt von Feyerabends Wissenschaftskritik deutlich: Bei Feyerabend ist die Grenze zwischen Vernunft und Emotion nicht nur auf der Metaebene der Kritik an wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion, sondern auch auf der Mikroebene des Diskursstils in stetiger Instabilität. Bei Feyerabend schreiben sich Emotionen, Zu- und Abneigung stärker in seine wissenschaftlichen Texte ein, als das sonst dem Regelwerk entspricht, sie sind in einem dritten Raum, der eben sowohl vernünftig als auch mit Emotionen aufgeladen ist.³⁶ Mit dieser Strategie der ständigen Überschreitung macht er

35 | Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt am Main ¹³2013, S. 259.

36 | Natürlich spielt hier auch die Differenz zwischen deutschsprachiger und englischsprachiger Wissenschaftskultur und -sprache eine Rolle. Feyerabend schrieb sowohl auf Englisch als auch auf Deutsch, zum Teil überarbeitete er Übersetzungen seiner Arbeiten vom Englischen ins Deutsche. Vgl. hierfür die paratextuellen Angaben in *Wider den Methodenzwang*, S. 4. Siehe hierzu außerdem Christian Mair, »Kult des Informellen

allerdings auch sichtbar, dass wissenschaftliche Praktiken eben nicht nur der Wissensgenerierung dienen, sondern stets auch die »soziale Etablierung der wissenschaftlichen Person«³⁷ mitbedingen, dass also Wissenschaft als ein »soziale[s] Spiel«³⁸ gelesen werden kann, das in verschiedenen sozialen Räumen an der Universität (Institut, Labor), in der Scientific Community (auf Kongressen, in Publikationen als – symbolischen – Diskursräumen) und in einem Wechselspiel mit anderen sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Feldern stattfindet.³⁹ Feyerabend hat die hierbei wirkmächtigen »normativen Gegebenheiten, Machtverhältnisse und Statusverteilungen«⁴⁰ mit seiner Kritik an der Vernunftmaxime epistemologischer Praktiken und der Fokussierung auf eine »andere« Vernunft, auf von »emotionalen« (und natürlich interdependenten finanziellen) Bedürfnissen geleitete Vorgehensweisen unterhalb der akademischen Oberflächen zu fassen versucht. Diskurshistorisch ist Feyerabends Wissenschaftskritik dabei vor allem gegen den Kritischen Rationalismus Popper'scher Schule gerichtet – *Wider den Methodenzwang* war ursprünglich als verschriftlichtes Streitgespräch mit Imre Lakatos gedacht. Feyerabend unternahm die Dekonstruktion eines auf einem naiven Vernunftbegriff basierenden Verständnisses von Wissenschaft, das subkutane gegenläufige Tendenzen nicht wahrnimmt. Insofern führt Feyerabends Zugang auch zu der von Jan M. Böhm im Hinblick auf Max Alberts Aufsatz »Der Kritische Rationalismus und die Verfassung der Wissenschaft«⁴¹ gemachten Differenzierung, dass eine solche Verfassung »nur zum geringeren Teil aus offiziell verlautbarten Regeln und zum größeren Teil aus nicht explizit formulierten Mechanismen besteht, die den offiziell verlautbarten Regeln unter Umständen sogar widersprechen«.⁴² Vernunft im Kant'schen Sinn wäre hier den offiziellen Regeln zuzuordnen, die zweite Vernunft sensu Weber und Feyerabend mit deutlicherer emotionaler

– auch in der Wissenschaftssprache? Zu neueren Entwicklungen des englischen Wissenschaftsstils«, in: *Reden und Schreiben in der Wissenschaft* (2007), S. 157–183.

37 | Falko Schnicke, »Körper des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin«, in: *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*, hrsg. von Ute Frietsch und Jörg Rogge (= Mainzer Historische Kulturwissenschaften 15), Bielefeld 2013, S. 212–218, hier S. 217.

38 | Bourdieu, *Homo academicus* (1992), S. 10.

39 | Vgl. dazu Auer und Baßler, »Der Stil der Wissenschaft« (2007), S. 22.

40 | Ebd.

41 | Vgl. Max Albert, »Der Kritische Rationalismus und die Verfassung der Wissenschaft«, in: *Karl Poppers kritischer Rationalismus heute*, hrsg. von Jan M. Böhm, Heiko Holweg und Claudia Hoock, Tübingen 2002, S. 231–241.

42 | Jan M. Böhm, *Kritische Rationalität und Verstehen. Beiträge zu einer naturalistischen Hermeneutik*, Diss. Universität Düsseldorf (= Series in the Philosophy of Karl R. Popper and Critical Rationalism 17), Amsterdam und New York 2006, S. 49.

Aufladung wie auch die vielfältige emotionale Aufladung dritter Räume, also halboffizieller Kommunikationsräume, des Wissenschaftssystems würde von impliziten Regelwerken bestimmt.

An Feyerabends doppelter, Form und Inhalt verbindender Wissenschaftskritik lässt sich ablesen, dass die offiziellen, halboffiziellen und inoffiziellen Regelbereiche des Wissenschaftssystems nicht nur nicht scharf voneinander trennbar sind und sich beständig wechselseitig beeinflussen, sondern dass auch beide Regelbereiche von Prozessen des ständigen Neuverhandelns, Ausräumens, Veränderns und Wiederfestschreibens bestimmt sind. Auf dieser differenzierten Folie sollte auch Pierre Bourdieus Feststellung in *Homo academicus* verstanden werden: »Denn wie das soziale Feld insgesamt, so bildet auch das universitäre die Stätte eines Kampfes zwischen und um Klassifizierungen und Rangordnungen«. ⁴³ Bei Feyerabend sind die Diskursstile der expliziten und impliziten Kampfstätten universitär organisierter Wissenschaft durchlässig, werden die Grenzen zwischen den kampfstättentypischen Redeweisen beständig überschritten. Durch diese Überschreitung wird aber auch der Kampf aspekt des wissenschaftlichen Feldes besonders deutlich. Sein Diskursstil ist also in zweierlei Hinsicht ein Tabubruch: Zum einen dringt er von informellen, das Soziale wie das Subjektive »erlaubenden« Kommunikationsräumen in »offizielle« Kommunikationsräume von Wissenschaft ein, die von diskursiven Objektivitätskonstruktionen bestimmt werden. Zum anderen aber holt er die in die Hinterzimmer der Wissenschaft verbannte Emotion immer wieder auf die Bühne. Gerade diese Emotionalisierung (in) der Wissenschaft, die natürlich auch entsprechende Reaktionen hervorrufen kann und auch hervorgerufen hat, sollte nun aber, laut Feyerabend und mit dem für ihn typischen ironischen Ernst, zur Schaffung eines außerhalb des Systems stehenden Raumes führen, der paradoxerweise gerade durch eine emotionale Distanzierung von der Wissenschaft entstehen kann:

»Ich hatte meine Studenten oft gewarnt: ›Identifizieren Sie sich nicht mit Ihrer Arbeit. Wenn Sie etwas leisten wollen, wenn Sie ein Buch schreiben oder ein Bild malen wollen, vergewissern Sie sich, daß der Schwerpunkt Ihres Lebens irgendwoanders liegt und daß er eine solide Grundlage hat. Nur dann werden Sie in der Lage sein, die Angriffe, die Ihnen ins Haus stehen, fröhlich und selbstsicher zu bewältigen.«. ⁴⁴

Dieser Feyerabend'sche Ratschlag zur emotionalen Distanzierung berührt nun eine bereits weiter oben angesprochene Grundfrage von Forscher_innen und Studierenden insbesondere in jenen Fächern, die sich mit künstlerischen Artefakten und ergo (zumindest implizit) immer auch mit der sinnlichen Ebe-

43 | Bourdieu, *Homo academicus* (1992), S. 55.

44 | Feyerabend, *Zeitverschwendung* (2013), S. 200.

ne der Produktion und Rezeption von Kunst, Musik und Literatur beschäftigt: Wie ist es möglich, einen vernünftigen, das heißt analytisch-distanzierten Zugang zu einem Musikstück, einem Bild, einem Roman zu finden, wenn doch gerade der Ursprung des Interesses an diesem künstlerischen Artefakt ein genuin nicht-vernünftiger, weil emotionaler, ja sinnlicher ist?

Auf der Folie der Vernunftmaxime wird dieses Problem so »gelöst«, dass die sinnliche und das heißt natürlich vor allem subjektive Ebene mithilfe verschiedener Strategien unterdrückt wird: Dies zeigt sich bereits im wissenschaftlichen Diskursstil selbst, der von einer in der Regel stringent durchgezogenen Entsubjektivierungsstrategie (»Man sollte«, »Man kann« etc.) geprägt ist, die aber eben genau keine Entsubjektivierung bewerkstelligt. Letztlich verweist diese vorgebliche Verschleierung der Autorschaft ja gerade wieder in ihren Leerstellen auf diese Autorschaft, das heißt auf die Person, die mit dem Verfassen des jeweiligen Textes symbolisches Kapital innerhalb ihrer Scientific Community zu erwerben sucht. Ebenso verhält es sich mit anderen vom Imaginaire des Vernunftmenschen abhebenden Wissenschaftspostulaten wie Objektivität und Neutralität. Diese sollen die stets latente Subjektivität und nach persönlichen Prägungen erfolgende Parteinahme in wissenschaftlichen Dingen verbergen, welche aber den wissenschaftlichen Diskurs eigentlich erst möglich machen. Es gibt also ein wissenschaftliche Arbeiten beständig mitformatierendes Double-Bind aus Subjektivierungen und Entsubjektivierungen, das ich – auch dieser Text wurde nicht von einem »man« geschrieben – »Wissenschaftsschizophrenie« nennen möchte. Wissenschaftsschizophrenie entsteht nicht über die Hintertüre dem Zweck der Subjektkonstitution dienende Entsubjektivierungsstrategien – diese sind nur ein Symptom. Ursache ist vielmehr eine bis zur Aufklärung (und davor) zurückreichende, die Beschaffenheiten der Textoberfläche/n grundierende Leugnung der Wissenschaftlerin/ des Wissenschaftlers als leibliches, sinnliches, emotionales, empfindsames menschliches Wesen überhaupt.

Ohne nun an dieser Stelle ein Patentrezept anbieten zu können oder zu wollen, möchte ich doch zum Abschluss dieses Aufsatzes und im Hinblick auf den Publikationskontext darauf hinweisen, dass bei einseitiger Vernunftorientierung nicht nur die Gefahr der Wissenschaftsschizophrenie für Wissenschaftler_innen besteht, sondern dass damit auch eine Limitierung der wissenschaftlichen Annäherungsmöglichkeiten an Kunst einhergeht, die Jorge Luis Borges so zu erfassen suchte: »Beim Blättern in Büchern über Ästhetik hatte ich immer das unbehagliche Gefühl, ich lese die Werke von Astronomen, die niemals die Sterne betrachtet haben.«⁴⁵ Was Borges hier andeutet, ist die Verkennung des genuin Künstlerischen durch einen wissenschaftstypischen

45 | Jorge Luis Borges, *Das Handwerk des Dichters*, übers. von Gisbert Haefs, Frankfurt am Main 2008, S. 8.

Diskursselbstzweck. Mit der Erwähnung seines »unbehaglichen Gefühls« spricht Borges die aus dem Diskurs ausgeschlossene emotionale Ebene an, die aus seiner Sicht die Auseinandersetzung mit künstlerischen Artefakten präfiguriert: »Ich weiß ganz sicher, daß wir die Schönheit eines Gedichts *empfinden*, bevor wir über eine Bedeutung auch nur nachzudenken beginnen.«⁴⁶ Die Privilegierung der Vernunftebene führt zur Aufpropfung eines kunstfremden Diskurses auf künstlerische Artefakte, der anstelle einer Annäherung eine Abwendung ist, wenn nicht, wie Susan Sontag schreibt, gar eine »Rache des Intellekts an der Kunst«,⁴⁷ weil sich diese einer rein rationalen Einhegung entzieht. Notwendig und angemessen erscheint mir deshalb ein wissenschaftlicher Umgang mit künstlerischen Artefakten, der von der Bereitschaft abhebt, sich sinnliche Zugänge zur »Erotik der Kunst«⁴⁸ zu bewahren, diskursive Kontroll-, Kategorisierungs- und Einordnungsregime infragezustellen oder zu verwerfen, und anstelle lustfeindlicher Vernunftforschung zu verfallen, die »Erotik der Wissenschaft« immer wieder neu zu entdecken.

46 | Ebd., S. 63.

47 | Sontag, »Gegen Interpretation« (2012), S. 15.

48 | Ebd., S. 22.

